

DER MENSCH MUSS EINE HEIMAT HABEN –

Helene Schneiderman und Götz Payer über ihren Abend ICH SANG UM MEIN LEBEN

„Meine Geschichte muss erzählt werden, damit die Welt erfährt, dass aus Vernichtung und Tod neues Leben hervorgehen kann, ein schönes Leben, das nicht von Wut und Schuldgefühlen erdrückt wird. Denn Menschen können heilen und sich ändern und wachsen. Und ich weiß, dass ich trotz allem immer noch an das Gute im Menschen glaube.“
Judith Schneiderman

Cornelia Weidner: Wie ist die Idee zu diesem Programm entstanden?

Helene Schneiderman: Eine Koinzidenz von verschiedenen Ereignissen hat hier hinein gespielt. Zur gleichen Zeit, als ich nicht zuletzt auf Initiative von Sergio Morabito begann, über einen Liederabend nachzudenken, ist die CD „Makh tsu di Eygelekh“ von Götz Payer und mir erschienen. Es ist eine Sammlung jiddischer Lieder, und auf der CD sind auch mein Vater und meine Mutter zu hören. Wiederum zur gleichen Zeit erschien das Buch mit den Lebenserinnerungen meiner Mutter unter dem Titel „Ich sang um mein Leben“ auch in Deutschland. Und da ich in meinem Leben sehr stark von meinen Eltern geprägt worden bin, wollte ich in das Programm auch das Buch meiner Mutter integrieren, da es nun in der wunderbaren deutschen Übersetzung von Alexandra Hölscher vorliegt. Uns war bei der Konzeption dieses Abends ganz wichtig, dass es kein Konzert im herkömmlichen Sinne mit seiner standardisierten Abfolge von Musiknummer, Rezitation und Applaus. Am besten wäre es, wenn das Publikum vergisst, zwischendurch klatschen zu wollen, weil Musik und Text so fließend ineinander übergehen um zusammen die Lebensgeschichte meiner Mutter zu erzählen.

Götz Payer: Im Rahmen des „Wiegenliederprojekts“ von SWR und Carus-Verlag haben Helene und ich erstmals gemeinsam jiddische Lieder aufgenommen. Für mich ist der Gedanke ganz wichtig, dass das Jiddische ein Teil der deutschen Sprachkultur ist und dazugehört wie andere Dialekte eben auch. Leider wurde diese Kultur in Deutschland von den Nationalsozialisten weitgehend ausgelöscht. Dass Ihnen das glücklicherweise nicht ganz gelungen ist, zeigt dieser Abend.

CW: Götz, wie war es für Dich als Pianist, in die vielleicht noch unbekannte Welt der jiddischen Musik einzutauchen? Wie hast Du Dich dieser für Dich fremden Musik angenähert?

G.P.: Eigentlich war sie gar nicht fremd, obwohl ich evangelisch-schwäbisch aufgewachsen bin mit Knabenchor, Johann Sebastian Bach und allem was dazu gehört. Ich habe aber in der Pubertät ein starkes Interesse an russischer Musik entwickelt – Rachmaninow, Skrjabin – und auch ein Interesse für die russische Literatur, wie Gogol, Puschkin und andere, die alle düstere, wehmütige Geschichten erzählen. Ähnliches finden wir auch in der jiddischen Musik. Die jiddischen Lieder haben alle eine unglaubliche Melancholie. Wiegenlieder beispielsweise sind in der Regel in Dur, die von uns aufgenommenen jiddischen Wiegenlieder sind alle in Moll. Der Hang zu verminderten Akkorden kommt vielleicht ebenso aus so einer Melancholie. Insofern ist es mir auch gar nicht schwer gefallen, mich dieser Musik zu nähern und dort einzutauchen. Diese Musik erscheint uns vielleicht auch deshalb vertraut, weil sie in ganz vielen Traditionen enthalten ist. So zum Beispiel auch in der Musik Gustav Mahlers. Für mich persönlich ist es eine tolle Erfahrung gewesen, über Helene diese Musik näher kennenzulernen und in diese Welt – nicht nur in die Musik – eintauchen zu können.

CW: Welche Bedeutung hatte Musik und vor allem Gesang bei den Schneidern zu Hause, als Du ein Kind warst? Und welche Bedeutung hatten die jiddischen Lieder, die im Konzertprogramm erklingen werden?

HS: So lange ich zurückdenken kann, haben meine Eltern gesungen. Nach Essenseinladungen in unserem Hause ist man ins Wohnzimmer gegangen und hat Musik gemacht hat. Und obwohl ich eigentlich Klavier gelernt habe, hat meine Mutter mich immer wieder aufgefordert: „Kannst Du nicht was singen?“ Das hat meine Entwicklung als Pianistin nicht gerade befördert – aber meinen Gesang natürlich sehr. Wahrscheinlich hat meine Großmutter genau so zu ihr gesagt: „Jentele sing was“. In jener Zeit hat mir meine Mutter auch viele jiddische Lieder beigebracht. Die haben wir meist mit der ganzen Familie nachts bei Autofahrten gesungen. Da gab es keine Begleitung, sondern nur die Stimmen. Dass ich dann Sängerin geworden bin, ist Schicksal.

CW: Deiner Mutter hat der Gesang Kraft gegeben unter widrigen Umständen zu überleben. So beschreibt sie es in ihrem Buch. Was ist der Gesang für Dich?

HS: Für mich ist der Gesang natürlich etwas ganz anderes. Ich habe nie aus Not gesungen, sondern stets aus Liebe zum Gesang – und auch aus einer besonderen Begeisterung für das Schauspiel, die mir wohl mein Vater weitergegeben hat. Er wollte schließlich eigentlich Schauspieler werden. Und so habe ich das Singen und das Schauspielen verbunden und bin bei der Oper gelandet. Irgendwie musste diese Gaben in der Familie weitergeben werden,

als ob jemand seinen Familiennamen weitergeben möchte. Meine Mutter hatte nicht so viel Ahnung von klassischer Musik, doch sie liebte Judy Garland und hat alle bekannten Sänger ihrer Zeit verehrt und auch ich habe gerne Popsongs und Musicals gesungen, bis eine Lehrerin mich darauf hinwies, dass ich es vielleicht auch einmal mit klassischem Gesang probieren sollte. Ich lebe also gewissermaßen den Traum meiner Mutter.

CW: Im Booklet zu eurer CD schreibst Du, dass Deine Eltern Dir eine Kasette mit jiddischen Liedern mitgegeben haben, als Du nach Deutschland gegangen bist, um dort am Theater in Heidelberg Dein erstes Engagement anzutreten. Du hast zwar den Traum zu singen, den Deine Mutter geträumt hat, verwirklicht, allerdings bist Du dafür nach Deutschland gegangen, in das Land, das Deiner Familie so viel Leid und Schmerz zugefügt hat. War dies schwierig für Deine Eltern?

HS: Meine Eltern haben immer gehofft, dass ich nach zwei Jahren zurück in die USA kommen würde um dort eine Karriere zu machen. Die Wahrheit ist aber, dass ich mich in Deutschland von Anfang an sehr wohlfühlt habe und dass die beruflichen Chancen als Opernsängerin dort einfach sehr viel besser und vielfältiger waren. Es gibt eben viel mehr Opernhäuser in Deutschland als in den USA – und ich konnte hier Familie und Beruf sehr viel besser miteinander verbinden. Jedoch ist es die Aufgabe der Überlebenden und unserer Generation dafür zu sorgen, dass die Geschichte unserer Eltern nicht vergessen wird, dass es Auschwitz gegeben hat – damit es nicht wieder geschieht. Auch in der Musik ist ja so viel verloren gegangen – eine Welt verlorener Musik, die nicht mehr da ist. Junge Komponisten wie Victor Ullmann oder Hans Krása, die vergast wurden. Auch das ist unsere Aufgabe, ihre Musik ins Bewusstsein zurückzuholen. Das Gedenken der Verstorbenen steht jedoch nicht im Zentrum dieses Abends. Meine Mutter hat überlebt. Ihre Geschichte ist natürlich nur eines von so vielen schrecklichen Schicksalen, aber sie ist für mich eben doch sehr besonders und vor allem sehr nah – es ist die Geschichte meiner Familie.

GP: Das Erschreckende ist – und das kann man ja auch im Buch Deiner Mutter nachlesen –, dass die Übergriffe und Deportationen in der Heimat Deiner Mutter, der Ukraine, erst 1944 begannen, so spät also, und dass dieses unglaubliche Elend und die Zerstörung so vieler Menschenleben und Schicksale in so kurzer Zeit stattgefunden hat. Im Frühjahr 1945 war es ja zu Ende.

CW: Im Konzert wird die Lebensgeschichte Deiner Mutter über den Holocaust hinaus erzählt: ein Lebensweg, der weiter geführt hat in die USA. Das musikalische Programm des Abends folgt den Lebensstationen Deiner Mutter. So beginnt ihr mit den jiddischen Liedern aus der

Heimat und Kindheit Deiner Mutter, die Auswanderung in die USA spiegelt sich beispielsweise in den amerikanischen Songs z.B. von Leonard Bernstein. Andere Lieder sind überraschend – was hat beispielsweise ein Lied Ottorino Respighis mit diesem Lebensweg zu tun?

HS: Meine Mutter erzählt in ihrem Buch von einem kleinen jüdischen Mädchen aus Italien. Im Lager waren ja Juden aller Nationalitäten, sie hatten nur gemeinsam, dass sie jüdisch waren. In der ersten Nacht, die meine Mutter in Auschwitz verbringen musste, hörte man in der Baracke, wo alle auf ihren Pritschen lagen, ein Mädchen immer wieder ein italienisches Lied singen: „Mamma, son tanto felice“ – „Mama, ich bin so glücklich“. Und das in dieser furchtbaren Situation. Meine Mutter war ja selbst noch ein Kind, als sie nach Auschwitz kam, gerade mal 15 Jahr alt. Und so ist ihr Buch auch aus der Perspektive einer 15-Jährigen geschrieben in all seiner Naivität und Unschuld. Meine Mutter hat von ihrem Gesang nur diese eine Zeile behalten. Am nächsten Morgen war das Mädchen nicht mehr da. Es war noch in der Nacht weggebracht worden, meine Mutter hat sie nie wiedergesehen. Zu diesem italienischen Text, hat Götz in Respighis *Cinque liriche* ein Stück gefunden, das die Stimmung jener Nacht, in der dieses Lied wie ein furchtbarer Ohrwurm immer wieder gesungen wurde, so gut wiedergibt.

GP: Die ausgewählten Lieder sind nicht zwangsläufig Lieder, die Helenes Mutter gesungen hat oder die einen unmittelbaren Bezug zu ihrem Leben haben. Manche Lieder illustrieren die Stimmung oder eine Geschichte. Interessanterweise liegen zwischen dem rezitierten Text und einem dazu ausgewählten Lied womöglich hundert Jahre oder mehr – und dennoch reagieren sie aufeinander.

HS: So ist es vielleicht nicht zuletzt ein Programm über ein allgemein menschliches Thema: darüber was es für Menschen heißt, eine Heimat zu haben – diese zu verlieren und wiederzufinden.

GP: Eine Geschichte über Heimat könnte man sagen, genau.

HS: Und für mich ist dieser Abend natürlich eine ganz persönliche Hommage an meine Eltern – an Judith und Paul Schneiderman.

Dieses Interview entstand für die Stuttgarter Premiere von „Ich sang um mein Leben“ am 14. Januar 2014 im Schauspielhaus/Staatstheater Stuttgart.